Nummer 215. XXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 28. April 1892.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für das Wohl des Arbeiters.

Von den vielen Vereinen, Versammlungen und Kongressen der Gegenwart hat ein gut Theil die Fürsorge für Arbeiter- oder Volkswohlfahrt auf seine Fahne geschrieben. Oft steht dieses schöne Ziel allerdings nur auf der Firma, allenfalls noch in den Statuten. Nicht wenige Versammlungen und Korporationen haben aber neben dem offiziellen Namen und den Satzungen noch andere Leitsterne, die man erst erblickt, wenn man den Verhandlungen selbst beiwohnt, die aber den Führern mehr maßgebend sind als die offiziellen Ziele. Das mag wohl nicht der letzte Grund sein für das allerseits empfundene und vielbeklagte Mißtrauen, womit der Arbeiter heute allen von andern Berufsklassen ausgehenden Arbeiter-Wohlfahrts-Bestrebungen gegenübertritt. Nach den Erfahrungen, welche die Arbeiter vielfach gemacht haben, ist dies Mißtrauen theilweise berechtigt, es tritt aber leider auch bei den uneigennützigsten Unternehmungen hindernd in den Weg, insbesondere auch da, wo man nicht nur für die Arbeiter etwas thun will, sondern mit ihnen gemeinsam vorzugehen gedenkt. Die sozialistische Hetzerei hat in dieser Beziehung ungeheuren Schaden angerichtet und die gegenseitige Verständigung unendlich erschwert. Allerdings befinden sich die Anhänger der Sozialdemokratie hierbei oft in der Nothwehr. Ein großer Theil der „Arbeiter-Wohlfahrter" — ein Wort, das man trotz des unappetitlichen Beigeschmacks an gewissen Stellen oft genug hören kann — bedient sich thatsächlich der Wohlfahrtseinrichtungen nur, um recht naheliegende politische oder wirthschaftliche Ziele zu erreichen.

Eine bemerkenswerthe Thätigkeit auf diesem Gebiete entfaltet z. B. der katholische Klerus. Er hat Geld, Einfluß auf kapitalkräftige Personen und die glückliche Muße, sich dem „Rettungswerke" in einem Umfange zu widmen, wie dies keinem andern Stande möglich ist. Die katholische Geistlichkeit gründet Arbeiter-, Arbeiterinnen-, Gesellenvereine, richtet „Heime" ein, läßt Unterricht ertheilen, veranstaltet Feste ꝛc. Aber alle diese Unternehmungen haben nur den einen ausgesprochenen Zweck: die arbeitende Klasse im ultramontanen Lager festzuhalten. Daraus machen die aufrichtigen Naturen auch gar keinen Hehl. Wir schlagen die thatsächlichen Wohlthaten, welche die arbeitende Bevölkerung dem Klerus verdankt, nicht gering an, aber, wenn das Motiv die menschliche Handlung adelt oder herabdrückt, so erscheint diese Art von Arbeiter-Wohlfahrtspflege jedenfalls nicht als die vollkommenste.

Die protestantische Geistlichkeit hat nur in den konfessionell gemischten Distrikten eine ähnliche, aber weit weniger umfangreiche Thätigkeit entfaltet, indessen in ganz denselben engherzig konfessionellen und politisch aufrichten Geiste.

Die Wohlfahrtsbestrebungen der Arbeitgeber werden nur zum kleinen Theile durch politische Absichten in ihrem Werthe herabgedrückt. Viel häufiger tritt hier der wirthschaftliche Hintergedanke hervor. Nicht um dem Arbeiter zu nützen, sondern nur, um ihn an die Person oder das Etablissement zu fesseln, werden oft Wohlfahrts-Einrichtungen ins Leben gerufen. Das ist vor Allem durch Herstellung von Miethshäusern für die eigenen Arbeiter und noch mehr durch bedingungsweise als Eigenthum überlassene Wohnhäuser geschehen, aber auch durch zahlreiche andere Einrichtungen.

Wenn man die vielfachen Schöpfungen, welche auf dem Gebiete der Arbeiter-Wohlfahrt ins Leben getreten sind, vorurtheilslos mustert, so erkennt man unschwer, ob der edle Trieb, dem Schwächeren zu helfen, hierbei die Hauptrolle gespielt hat, oder ob es der Egoismus im gewöhnlichen oder im höheren Sinne war. Der Mensch ist von Natur Egoist. Wie sollte es darum der Arbeitgeber nicht sein? Aber dann spreche man auch nicht von Wohlfahrts-Einrichtungen im Sinne von menschenfreundlichen Schöpfungen, sondern nenne das Ding beim richtigen Namen. Wenn ein Großindustrieller gute, gesunde und geräumige Wohnhäuser für seine Arbeiter baut, diese billig an sie vermiethet, allein in der Absicht, die große Zahl von Arbeitskräften, welche er gebraucht, sich zu sichern, und er mißbraucht das größere Abhängigkeitsverhältniß, in das der Arbeitnehmer als Miether zu ihm tritt, nicht, so ist dieses Vorgehen sehr werthvoll für eine große Zahl von Menschen, die sonst schlechter wohnen und damit in leiblicher und sittlicher Hinsicht schlechter leben würden. Aber wir werden in einem solchen Fabrikherrn eben nichts weiter sehen als einen weitblickenden und reellen Geschäftsmann, und noch keinen Philanthropen oder, wie man jetzt sagt, keinen „Volksfreund".

Offen gestanden, uns befällt immer ein gewisses Gefühl des Unbehagens, wenn sich Worte wie „Volkswohl", „Volksfreund", oder gar „Arbeiterwohl" und „Arbeiterfreund" zu sehr häufen. Die Zahl der wirklich uneigennützigen Menschenfreunde ist zu klein, um irgend welche öffentliche Institutionen darauf aufzubauen. Solche Einrichtungen gehen mit der einzelnen Person, die sie ins Leben rief, in der Regel wieder zu Grunde. Dagegen wiegen in der heutigen Menschheit Diejenigen wohl überall vor, die Jedem das Seine zu geben bereit sind, ohne das Ihre verlieren zu wollen. Auf sie allein kann man sich darum auch nur stützen, wenn man größere sozialpolitische Reformen anstrebt.

Neben dem nackten, unsittlichen Egoismus, dem man nur mit dem Strafgesetzbuch in der Hand beikommen kann, und der am frivolsten sein Spiel treibt, wenn man am lautesten gegen ihn predigt, ist es doch, wie uns scheint, hauptsächlich die sozialpolitische Kurzsichtigkeit auf beiden Seiten, die unsere sozialen Kämpfe so verbittert und verschärft hat. Wir hören es von Tausenden von Arbeitgebern, die ihr Geschäftsinteresse sehr sorgsam wahren, und trogdem ihren Arbeitern ausreichenden Lohn, Freiheit, ja noch manches Andere, was man mit Recht als Wohlthat bezeichnen könnte, geben. Sie stehen sich sehr gut dabei. Sie sammeln einen Stamm tüchtiger Arbeiter um sich, die zwar das politische Glaubensbekenntniß ihres Arbeitgebers oft genug nicht theilen, die am Wahltage dem Gegenkandidaten ihre Stimme geben, im Uebrigen aber ihren „Alten" hochschätzen und seine Interessen, soweit es an ihnen liegt, in der Arbeit vertreten. Dagegen weiß mancher andere Arbeitgeber keine anderen Wege zu geschäftlichen Vortheilen als solche, die das Interesse der Arbeiter schädigen. Nicht selten ist dieser Weg auch in wirthschaftlicher Beziehung für den Arbeitgeber ein verkehrter, immer aber wird dadurch der Arbeiter geschädigt und damit das soziale Leben vergiftet. Und dann helfen alle Deklamationen und „Wohlfahrtseinrichtungen" nichts; wo das nächste Verhältniß, das durch Arbeit und Lohn geknüpfte, kein solides ist, da ist alles andere Thun und Treiben nichts als Quacksalberei.

Die Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, die ihre Verhandlungen soeben beendete, hat alle Schattirungen der sozialpolitischen Anschauungen nebeneinander erscheinen lassen; neben den blos konfessionellen und politischen „Wohlfahrtern", neben warmherzigen Idealisten und mehr oder weniger unklaren „Volks- und Arbeiterfreunden" überwogen jedoch erheblich die nüchternen Sozialpolitiker, an deren gutem Willen wir ebenso wenig zweifeln als an ihrer Befähigung. Das ganze Institut dieser Centralstelle ist viel weniger auf schwankende soziale Theorien aufgebaut, als auf die kühle Erwägung, daß man das Gute erst kennen müsse, ehe man es in die Praxis übertragen kann. Sie sieht deswegen in der Sammlung, Sichtung, Ordnung und Katalogisirung von Beschreibungen, Statuten und Berichten über Einrichtungen, welche zum Besten der unbemittelten Volksklassen getroffen sind, in der Ausstellung von Modellen, Zeichnungen und Gegenständen dieser Art ihre nächste Aufgabe, und will privatim und auf dem Wege der Presse die so gesammelten Erfahrungen für die praktische Verwendung bereitstellen. Irgend ein anderer Zweck als der der Belehrung über das Vorhandene, mag es von der Kritik so oder so beurtheilt werden, wohnt also der Centralstelle nicht bei, und nachdem die ersten Arbeitgeber, das Reich und der Staat, sowie Riesenfirmen wie Friedr. Krupp, durch die Betheiligung der ersten Beamten der betreffenden Ressorts offen ausgesprochen haben, daß sie eine solche Belehrung für nothwendig halten, werden kleinere und kleine Industrielle wohl nachfolgen.

Mögen die Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch noch so unversöhnlich erscheinen, sie sind es in Wirklichkeit nicht. Das ist der einzige wahrhaft tröstliche Gedanke in allen sozialen Kämpfen. Es giebt eine Vereinigung der Interessen beider. Es ist nicht wahr, daß ein Volk nur bestehen kann, wenn die große Masse auf einem niederen Standpunkte zurückgehalten wird. Trotz der gegenwärtigen schwierigen Zeitverhältnisse kreischt der Hungerrabe doch nur über einem Lande Europas, aber nicht über demjenigen, wo die Volksmassen die höchste bisher erreichte Stufe der materiellen, geistigen und moralischen Kultur erreicht haben, sondern über dem Lande der Barbarei, über dem heiligen Rußland. Wo man von diesen Voraussetzungen ausgeht, nüchtern das Interesse aller Betheiligten erwägt und zu vereinigen sucht, da werden sich auch die jetzt zerrissenen Theile der Gesellschaft wieder zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden. Man wird nicht die Parteien versöhnen, am wenigsten die eine derselben, die Sozialdemokratie, überwinden; der Kampf wird fortdauern, aber in den Formen, in welchen der Kampf der Geister eine Saat des Fortschritts wird.

Ravachol vor den Geschworenen.

Die französische Regierung beeilt sich, aus den Ereignissen der letzten Wochen und Tage gewisse Konsequenzen zu ziehen. Der „Figaro" theilt aus einer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Loubet mit, derselbe habe sich dahin ausgesprochen, jetzt ernte man die Früchte, der seit einer Reihe von Jahren geduldeten uneingeschränkten Freiheit der Rede und der Feder; diesem Mißbrauch wolle er entgegentreten und sei entschlossen, den Kampf fortzusetzen, dies sei das einzige Mittel, mit dem Anarchismus ein Ende zu machen. Für den 1. Mai besorge er nichts. Frankreich werde an diesem Tage sicherlich das ruhigste Land Europas sein; im Uebrigen seien alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um Persönlichkeiten, welchen Drohbriefe zugegangen, zu beschützen. Die Regierung sei fest entschlossen, ohne Schwäche ihre volle Pflicht zu thun. Man darf begierig sein, auf was diese etwas mystisch gehaltenen Andeutungen Loubets schließlich hinauslaufen werden.

Im Morgenblatt haben wir ausführlich über den Beginn des Prozesses gegen Ravachol und Genossen und über das Verhör des Hauptangeklagten berichtet. Den inzwischen eingetroffenen Berichten entnehmen wir noch folgende interessante Einzelheiten aus der Anklageschrift:

„Im Februar 1892 hat der Angeklagte Jas-Beala unter dem Vorwande, Arbeit im Seine-Departement zu suchen, in Begleitung seiner Geliebten, der Angeklagten Marietta Soubère, den Angeklagten Ravachol aufgesucht. Gleichzeitig wurden in den Werkstätten in Soisty-sous-Etiolles 420 Dynamitpatronen entwendet, deren Zueignung Ravachol wenigstens nicht abgeleugnet hat. Gleichzeitig hat Jas-Beala aus St. Etienne eine große Anzahl Sprengpatronen mitgebracht. Um den verurtheilten Decamp zu rächen, sollte vorerst der Gerichtsrath Benoit und der Staatsanwalt Bulot uns Leben gebracht werden. Aber den mörderischen Instinkten der Angeklagten genügten diese beiden Opfer nicht, denn durch die Art der Ausführung waren auch zahlreiche andere menschliche Wesen dem Tode geweiht und mit Bedauern vernahm Ravachol, daß das erste Dynamit-Attentat am Boulevard St. Germain unblutig geendet, während er nach dem Attentat in der Rue de Clichy sich gegen den Zeugen L'Hérot mit Befriedigung geäußert hatte, daß diesmal eine größere Zahl zum Opfer gefallen. Weiter geht aus der Anklageakte hervor, daß Ravachol in einen Kochkessel zuerst 50 bis 60 Dynamitkartouchen gelegt und dann mit Eisenstücken gefüllt habe.

Am 7. März trugen Ravachol, Simon und Beala den geladenen Kochtopf vor das Polizeikommissariat von Clichy, welches sie in die Luft sprengen wollten. Dieses Attentat wurde dadurch vereitelt, daß ein Wachtposten vor dem Hausthor stand. Nun wurde Simon beauftragt, die Wohnung des Gerichtsraths Benoit im Hause Nr. 136 des Boulevard St. Germain zu rekognosciren. Die Kochtopf-Mordmaschine wurde am 11. März auf dem Dach eines Trambwaywagons unter den Kleidern der Marietta Soubère geborgen und so nach Paris hineingebracht. Ravachol trat mit zwei Pistolen bewaffnet und den Kochtopf tragend in das Haus Nr. 136, legte auf dem Stufenabsatz des ersten Stockes die Höllenmaschine nieder, zündete die Lunte an und entkam ungesehen aus dem Hause. „Ich glaubte schon," sagte er, „daß das Haus über mir zusammenstürzen würde." Simon und Beala waren vor dem Thor Schildwache gestanden, tauschten in einer Seitengasse ihre Hüte unter einander aus und lachten dabei herzlich.

Bereits am 27. März ward das zweite Attentat versucht; diesmal sollte den Staatsanwalts-Substituten Bulot die Rache treffen. Ravachol zeigte sich nun als Chemiker; er fabrizirte selbst in seinem Zimmer am Marine-Quai der Insel St.-Denis nach dem Rezept aus dem „Journal International" unter Mithilfe Simons Nitroglycerin. Anschaulich schildert der Anklageakt die chemische Prozedur der Verbrecher, wie Ravachol mit dem Chronometer in der Hand eine klebrige Flüssigkeit in den Rezipienten goß. Diesmal sollte ein Handkoffer die Bombenstelle vertreten. Derselbe ward zum Theil mit Dynamitpatronen angefüllt, während das Nitroglycerin-Fläschchen in der Mitte des Mordkoffers praktizirt wurde. Diesmal ward die Fahrt nach Paris mittelst Omnibus angetreten. Am 27. März, 8 Uhr Morgens, traf Ravachol vor dem Hause des Herrn Bulot in der Rue de Clichy. Gäe der Berlinerstraße, ein. Seine Genossen hatten ihn nicht begleitet. Diesmal war die Lunte länger wie beim ersten Attentate, der Handkoffer wurde im zweiten Stock niedergesetzt, so daß Ravachol Zeit hatte, langsam das Haus zu verlassen. Er war 50 Meter weit gekommen, als die Explosion erfolgte.

Das Jammergeschrei, das aus dem Hause ertönte, erfüllte ihn mit Befriedigung, und in der besten Laune verließ er seinen Beobachtungsposten, um in ein Restaurant des Boulevards Magenta (es war dies das Restaurant Very) frühstücken zu gehen.

Nach dem Attentate hatte er sich seinen langen Bart rasiren lassen und sich so unkenntlich gemacht, daß nach seiner Verhaftung Zweifel laut wurden, ob man es wirklich mit dem echten Ravachol zu thun habe. Durch Chaumentin und Beala wurde jedoch Ravachol entlarvt und er sah sich gezwungen, sich erkennen zu geben und sein Verbrechen einzugestehen. Sie waren gerade im Begriffe, ein neues, schrecklicheres Attentat vorzubereiten, und zwar sollte diesmal eine Bombe gelegt werden in der Mitte des Justizpalastes in einer Gallerie, in welcher sich die Mitglieder des Gerichtshofes zahlreich einzufinden pflegen."

Das Verhör der Zeugen war im Allgemeinen ziemlich farblos;

Richter Benoit, Staatsanwalt Bulot und Chemiker Girard erzählten bekannte Dinge mit leiser, fast ängstlich klingender Stimme. Wegen eines Formfehlers im Verhöre Girards meldet die Vertheidigung die Nullitäts-Beschwerde an.

Frau Chaumentin erscheint mit ihrem sechsjährigen Töchterlein an der Hand. Nun ereignet sich eine merkwürdige Szene. Das kleine Kind tritt vieder und beginnt heftig zu weinen. Mit gefalteten Händen steht das Mädchen dem Gerichtshof und die Geschworenen an, ihren Vater gnädig zu behandeln, ihn nicht büßen zu lassen für die Verbrechen Anderer. Die Bitte des Kindes macht sichtlich Eindruck auf die Geschworenen. Allgemein fällt das Benehmen des Präsidenten bei dieser Szene auf, welcher das Kind ruhig gewähren ließ. Vielfach wurde die Meinung im Publikum laut, daß die ganze Szene mit Zustimmung des Präsidenten arrangirt worden sei, um die Freisprechung Chaumentins, der in dem Prozesse Ravachol gewissermaßen als Kronzeuge fungirt und die belastendsten Aussagen über den Angeklagten machte, zu ermöglichen.

Unter allgemeiner Spannung des Publikums erfolgt sodann die Vernehmung des Kellners L'Herot, welcher die Festnahme Ravachols veranlaßte. Als der Zeuge den Saal betritt, erhebt sich Ravachol und richtet wilde, haßerfüllte Blicke auf L'Herot. Die Aussagen dieses Zeugen, der wie durch ein Wunder der Katastrophe im Restaurant Very entging, sind ziemlich belanglos. Nach Schluß der Vernehmung L'Herots richtet der Präsident an den Zeugen einige warme Worte. Er begleitwünscht denselben, weil er durch seine Intelligenz und seinen Muth die Verhaftung Ravachols ermöglicht und dadurch der französischen Justiz einen unschätzbaren Dienst erwiesen habe.

Um halb 7 Uhr Abends beginnt Generalstaatsanwalt Quesnay de Beaurepaire sein Plaidoyer. Es ist dunkel geworden, und auch daraus zieht dieser große Redner eine Wirkung, indem er ob und zu in den Lichtkreis des hohen Fensters tritt, wenn er besonders nachdrücklich spricht. Er zerstört zunächst den Schwindel der Anarchisten, daß sie eine politische Partei seien. Der Vorgänger des heutigen Angeklagten war jener Duval, ein gemeiner Einbrecher, der vor einigen Jahren vor Gericht plötzlich erklärte, er sei Anarchist. Diese Verbrecher wollen beim Publikum einen für sie schmeichelhaften Schauder erwecken und zwischen sich und ihre Richter einen täuschenden Schleier legen. Das sind die Posenre des Verbrechens. In allen unseren politischen Krisen, deren wir leider so viele hatten, tauchte hinter den Parteien Raubgesindel auf. Sie sind eine Gefahr — ob, nicht für uns — aber für die Zivilisation! Ein Verhafteter sagte neulich: „Noch weitere drei bis vier Explosionen, und die Bourgeois werden Paris verlassen, wie die Edelleute 1793. Dann wird gepländert nach Herzenslust!" Beaurepaire beleuchtet Ravachols angebliche Güte und Großmuth: Er ermordet Greise, schändet Gräber, um Leichen zu berauben, und macht falsches Geld, wahrscheinlich, um es Armen zu schenken! Gegen einen solchen gemeinen Verbrecher will man uns weich stimmen, da er doch uns zum Tode verurtheilte! Sie lachen, Ravachol? Sie sind heute sehr heiter wegen des gelungen Attentats. Ich habe das Gelächter wohl Ihnen vergeben. Simons und Béalas Gefährlichkeit sei ebenfalls außer Zweifel. Chaumentin wird der Verurtheilung wohl entschlüpfen — meint Beaurepaire — denn seine Komplicen gaben sich alle Mühe, ihn zu entlasten. Die Soubère empfiehlt Beaurepaire selber der Milde der Geschworenen.

Beaurepaire schließt mit der Aufforderung, die Pariser Geschworenen sollen die Attentate auf Paris rächen, und sagt unter Anderm: Man versucht, Sie einzuschüchtern! Wer in diesem Saale hat Furcht? Der redenliche Staatsanwalt trat mir mit Bedauern seinen Platz ab. Ich, der Chef, wollte und will aber die volle Verantwortung für die Verfolgung der Anklage und für das Urtheil tragen, das ich provozire. Nun denn, sehe ich aus wie Einer, der sich fürchtet? Ich bin zu sterben bereit. Wir sind wie Soldaten, wir Gerichtspersonen, und solche sind heute auch Sie, die Geschworenen. Wenn die Jury einer Schwäche fähig wäre, würde diese Schwäche erst Gefahr hervorrufen. Im Jahre 1871 haben wir andere Gefahren bestanden als diese Handvoll Schurken. Der Bourgeois, durch Arbeit, Tugend und Gesetzlichkeit zur Macht gelangt, wird diese Zerstörer zerschmettern. Der General-Prokurator beantragt die Todesstrafe für Ravachol und Simon.

Advokat Lagasse, der Vertheidiger Ravachols, stellt diesen als einen ehrlichen Fanatiker und als eine einfache Natur dar, die von Zorn über die gesellschaftlichen Zustände erfüllt sei. Der Vertheidiger bestreitet, daß Ravachol nach dem Gesetz, wie es zur Zeit der That gegolten, angeklagt werden könne. Der Bourgeoisie wolle man vor dem 1. Mai Ravachols Kopf hinwerfen zu ihrer Beruhigung.

Nach dem letzten Plaidoyer erklärte Ravachol, daß seine That Früchte tragen werde; dabon sei er immer überzeugt gewesen. Er habe geglaubt und glaube es noch, daß seine Thaten nutzbringend seien. „Könnten doch," rief er aus, „meine unbedächtigsten Opfer dies begreifen und mir verzeihen!"

½2 Uhr Morgens zog sich die Jury zur Berathung zurück und erschien wieder nach 4 Uhr im Gerichtssaale, um das bereits bekannte Verdikt zu verkünden, über das in ganz Paris nur Eine Stimme herrscht. Ravachol und Simon sind schuldig erklärt worden, aber mit mildernden Umständen;